

Attraktivität deutscher Hochschulen für internationale Nachwuchswissenschaftler

Sofja-Kovalevskaja-Preisträger im Gespräch



Dr. Volker Deckert,
36 Jahre, (Schweiz/Deutschland),
Fachgebiet: Spektroskopie. Gastinstitut:
Institut für Angewandte Photophysik,
Technische Universität Dresden.

Volker Deckert studierte an der Universität Würzburg, wo er 1994 promoviert wurde. Er war an der Kanagawa Academy of Science and Technology (KAST) in Kawasaki (Japan) und an der Universität Tokio (Japan) tätig. Zuletzt forschte Deckert im Laboratorium für Organische Chemie an der ETH Zürich.



Dr. Tina Romeis,
36 Jahre, (Großbritannien/Deutschland),
Fachgebiet: Pflanzenphysiologie,
Gastinstitut: Abteilung Molekulare
Phytopathologie, Max-Planck-Institut
für Züchtungsforschung, Köln.

Tina Romeis studierte Biochemie an der Universität Tübingen und wurde dort 1994 promoviert. Nach einem Forschungsaufenthalt am Institut für Genetik in München ging sie 1997 an das Sainsbury Laboratory in Norwich (Großbritannien), wo sie zunächst als Postdoctoral Fellow arbeitete und zuletzt als Wissenschaftlerin angestellt war.



Benannt wurde das einmalige Exzellenz-Programm nach der russischen Mathematikerin Sofja Kovalevskaja. Sie kam als 19jährige zum Studium nach Heidelberg und Berlin. 1874 wurde sie an der Universität Göttingen promoviert. 1889 erhielt sie als eine der ersten Frauen einen Lehrstuhl an der Universität Stockholm.

Foto: AvH



Dr. Stefan Hecht,
28 Jahre, (USA/Deutschland), Fachgebiet:
Makromolekulare Chemie. Gastinstitut:
Institut für Organische Chemie,
Freie Universität Berlin.

Stefan Hecht diplomierte 1997 an der Humboldt Universität Berlin und wurde 2001 an der University of California in Berkeley, Kalifornien (USA) promoviert.

Sofja-Kovalevskaja-Preis

Mit dem neugeschaffenen Sofja-Kovalevskaja-Preis wurde eine Gesamtsumme von über 21,5 Millionen Euro an 29 junge Wissenschaftler aus 13 Ländern verliehen, um damit die Elite junger ausländischer Nachwuchswissenschaftler nach Deutschland zu holen. Der Preis wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gestiftet und ist ein einmaliges Exzellenzprogramm der Alexander von Humboldt-Stiftung. Die acht Forscherinnen und 21 Forscher erhalten jeweils bis zu 1,2 Millionen Euro und können damit drei Jahre lang Forschungsk Kooperationen an deutschen Forschungseinrichtungen ihrer Wahl durchführen und eigene Nachwuchsforschergruppen aufbauen.

1.

Warum sind Sie damals als Nachwuchswissenschaftler ins Ausland gegangen?

Deckert: Es gab damals keine vernünftigen Jobs in der Industrie in Deutschland und ich wollte nicht immer an der gleichen Universität bleiben. Dazu kommt, daß es mich einfach gereizt hat, ins Ausland zu gehen, um „mal was anderes zu sehen“.

Hecht: Meine Entscheidung zur Promotion zurück nach Berkeley zu gehen, wurde in erster Linie davon geprägt, daß sich mir dort ein nahezu paradiesisches Umfeld zum Forschen bot. Die Kombination von fähigen und motivierten Professoren und den vorhandenen, praktisch unbegrenzten, technischen Möglichkeiten übte damals, wie auch heute, auf mich einen ungeheuren Reiz aus. Hinzu kam, daß ich während meines Forschungsaufenthaltes im Rahmen der Diplomarbeit die Arbeitsatmosphäre an der Universität bereits kennen und schätzen gelernt hatte und mir auch persönlich viele Aspekte des kalifornischen Alltags zusagten.

2.

Wie attraktiv ist die deutsche Forschungslandschaft für junge Spitzenforscher? Was ließe sich aus Ihrer Sicht verbessern?

Deckert: Da ich mich in den letzten fünf Jahren weniger mit der deutschen Forschungslandschaft beschäftigt habe, kann ich mich nicht allzu detailliert äußern. Die neu aufgelegten Forschungspreise sind natürlich sehr attraktiv, die Zahl der deutschen Spitzenforscher ist aber sicherlich größer. Ich fürchte daher, daß es im allgemeinen leider nicht sehr attraktiv ist, in Deutschland an der Universität zu forschen. Die Unwägbarkeiten, die eine Karriere an der Universität mit sich bringt, sind doch sehr groß. Man muß sich ständig vor Augen halten, daß man nur auf Zeit angestellt ist, und dieses Risiko einzugehen, wird durch die Entlohnung nicht gerade attraktiver.

Romeis: Erstens aus wissenschaftlichen Gründen: Ich wollte frühe Signalantworten und Abwehrreaktionen von Pflanzen untersuchen, wenn sie von Pathogenen angegriffen werden. In England gab es seinerzeit die einzige Gruppe weltweit, in der die beiden Hauptkomponenten, die für eine spezifische Pathogenerkennung verantwortlich sind, eine pilzliche und eine pflanzliche, bereits charakterisiert und die entsprechenden Gene kloniert waren. Dieses System versprach bereits damals, hervorragend für die Untersuchungen früher Signalreaktionen geeignet zu sein.

Zweitens wollte ich durch den Aufenthalt an einem internationalen Forschungsinstitut einfach meinen Horizont erweitern: nicht nur durch das sich Aneignen von verschiedenen Forschungsstrategien und Methoden, sondern auch durch das Kennenlernen von Menschen und Lebensweisen verschiedener Kulturen, welche an solch internationalen Forschungseinrichtungen aufeinander treffen. Auch ist es sehr lehrreich, seine eigene Kultur einmal von „außen“ zu betrachten.

Drittens wurde man während des Auslandsaufenthalts zum ständigen Gebrauch der englischen Sprache veranlaßt, ein absolutes Muß in der (Natur)Wissenschaft.



Die Sofja-Kovalevskaja-Preisträger bei der Preisverleihung am 31. Januar im Berliner Opernpalais
Foto: H. Lüders

Für ausländische Forscher ist meiner Erfahrung nach die Frage nach dem Rang einer Universität sehr wichtig. Die Antwort, wo was am besten zu studieren bzw. zu erforschen ist, wird trotz diverser Listen für einige Zeit noch sehr uneinheitlich sein. Es gibt in Deutschland kein Oxford, Stanford oder eine ETH Zürich. So etwas kann sich nicht von heute auf morgen ändern, würde aber meiner Meinung nach die Attraktivität nach innen und außen steigern. Als gutes Beispiel könnte hier die ETH in der Schweiz dienen. Daß man solch einen Status nicht umsonst bekommt, ist allerdings auch klar und letztendlich ist das eine politische Entscheidung.

Hecht: Ich halte die Bedingungen für Forscher in Deutschland nach wie vor für sehr gut und auch attraktiv für den wissenschaftlichen Nachwuchs. Besonders erwähnenswert scheint mir die Tatsache, daß viele hochqualifizierte und praktisch versierte Studenten in den Diplomstudiengängen ausgebildet werden. Um jedoch auch in der Zukunft Spitzenkräfte ausbilden zu können, scheinen mir einige Veränderungen angebracht.

In der Grund- und Hauptstudiumsphase muß eine Wechselwirkung zwischen talentierten Studenten und motivierten Hochschullehrern stattfinden. Neben einer selektiveren Auswahl der Studienanwärter durch die Universität (eventuell mit Hilfe eines allgemeinen deutschen Tests à la SAT) schließt dies auch eine qualitativ hochwertige Lehre durch den Lehrkörper ein. Dabei wird sich, wie so häufig, vieles über den Geldbeutel regeln - Studiengebühren für die einen und Lehrperformance-Zuschüsse für die anderen werden wohl erforderlich sein, um für die nötige Motivation auf beiden Seiten zu sorgen. Ich würde mir eine flexiblere deutsche Banklandschaft wünschen, die begabten Studenten unabhängig von elterlichen Zwängen die Möglichkeit gibt, sich auf ihr Studium zu konzentrieren - nur wer mit Herz und Seele dabei ist, wird auch erfolgreich sein.

Auf der anderen Seite müssen weitere international konkurrenzfähige Spitzenzentren, ähnlich den Max-Planck-Instituten, etabliert werden, um sowohl renommierte Wissenschaftler als auch kreativen Nachwuchs zu halten. Um die damit teilweise verbundenen erheblichen Kosten auffangen zu können, muß wesentlich stärker mit dem privaten Sektor zusammengearbeitet werden. Dabei muß beachtet werden, daß die Grundlagenforschung ganz klar an den Universitäten angesiedelt sein sollte.

Romeis: Als junger Forscher sucht man ab einem gewissen Zeitpunkt in seiner Karriere, sich „selbständig“ zu machen, d.h. man möchte seine Ideen zunächst einmal im kleinen Rahmen aber eben doch in eigener Verantwortung austesten. Im Idealfall steht hierfür eine Infrastruktur zur Verfügung, eine Nachwuchsgruppe zu gründen: diese kann unter „Schirmherrschaft“ eines Ordinarius oder Institutsdirektors gestellt sein. Wichtig ist meiner Ansicht nach, daß zu diesem Zeitpunkt neben einer angemessenen Ausstattung vor allem auch ein stimulierender intellektueller Austausch stattfinden kann. Die Nachwuchsgruppe sollte thematisch an andere Gruppen des gastgebenden Instituts angelehnt sein und dadurch auch in einen nationalen bzw. internationalen Forschungsverbund herangeführt und integriert werden können. Dennoch sollte keine direkte Abhängigkeit des Nachwuchswissenschaftlers von seinem offiziellen Vorgesetzten bestehen. Der Wissenschaftler sollte genug Raum haben, seine Forschung zu entwickeln, neben zum Teil üblichen Verpflichtungen in Verwaltung oder Lehre.

In der deutschen Forschungslandschaft gibt es für bestimmte Themen und für einige wenige selektionierte Wissenschaftler bereits extrem gute Möglichkeiten, an (internationalen) Forschungsinstituten sowie an manchen Universitäten gut ausgestattete Stellen wahrzunehmen. Wünschenswert wäre vor allem ein flexibles, motiviertes wissenschaftliches Umfeld, in dem auch die führenden Personen noch „verfügbar“ sind und sich einen gewissen „Spaß“ am unmittelbaren Kontakt zur Forschung und deren Weiterentwicklung erhalten haben.

Im Gegensatz zu anderen Ländern (Frankreich, England, USA) besteht für gleichrangige „Spitzenforscher“ in Deutschland über die in der Regel befristete Stelle hinaus keine unmittelbare Perspektive. D.h., die zum Teil sehr gut ausgestatteten Nachwuchsgruppen dienen als Sprungbrett nach „oben“ oder eben nach „draußen“. Für sich erst allmählich entwickelnde oder langfristige Projekte bedeutet das u. U. ein sehr hohes Risiko.

3.

Was erwarten Sie von Ihrem Forschungsaufenthalt in Deutschland?

Deckert: Ich hoffe, daß ich meine Ideen umsetzen kann und eine eigene Forschungsgruppe etablieren kann.

Hecht: Ich erhoffe mir eine stimulierende Zeit mit vielen Erfahrungen sowohl auf wissenschaftlichem als auch auf menschlichem Gebiet. Die tagtägliche Arbeit mit jungen motivierten Studenten im Labor und die faszinierende Dynamik des naturwissenschaftlichen Erkenntnisprozesses bereitet mir allergrößte Freude und so schaue ich mit viel Enthusiasmus und Zuversicht auf die kommenden Jahre. Die mit dem Sofja Kowalevskaja-Preis verbundene finanzielle Freiheit spielt natürlich hierbei eine nicht ganz unerhebliche Rolle. Langfristig strebe ich eine Karriere innerhalb Deutschlands an und sehe demzufolge die nächsten Jahre als willkommene Testphase für mich und das bestehende System.

Romeis: Nachdem ich Deutschland vor fünf Jahren verlassen hatte und dabei das Fach wechselte, erhoffte ich mir nun zunächst ein Kennenlernen von und eine Eingliederung in die deutsche Forschungslandschaft auf dem Gebiet der Phytopathologie bzw. der Botanik. Hierzu gehört zum einen der wissenschaftliche Austausch mit der „eigenen“ Generation. Zum anderen möchte ich aber auch die im Ausland bereits geknüpften Verbindungen und Bekanntschaften in wissenschaftliche Kooperatio-

nen umsetzen. Mit einer gewissen Neugier will ich beobachten, ob die „deutsche Forschungslandschaft“ nach meiner Rückkehr nach Deutschland mit der Etablierung einer Forschungsgruppe und dem Anstreben der Habilitation an einer deutschen Hochschule eine dauerhafte Tätigkeit erlauben wird: mit der bestehenden Qualifikation hätte in anderen Ländern seit längerem eine dauerhafte Forschungstätigkeit erfolgreich angestrebt werden können.

4.

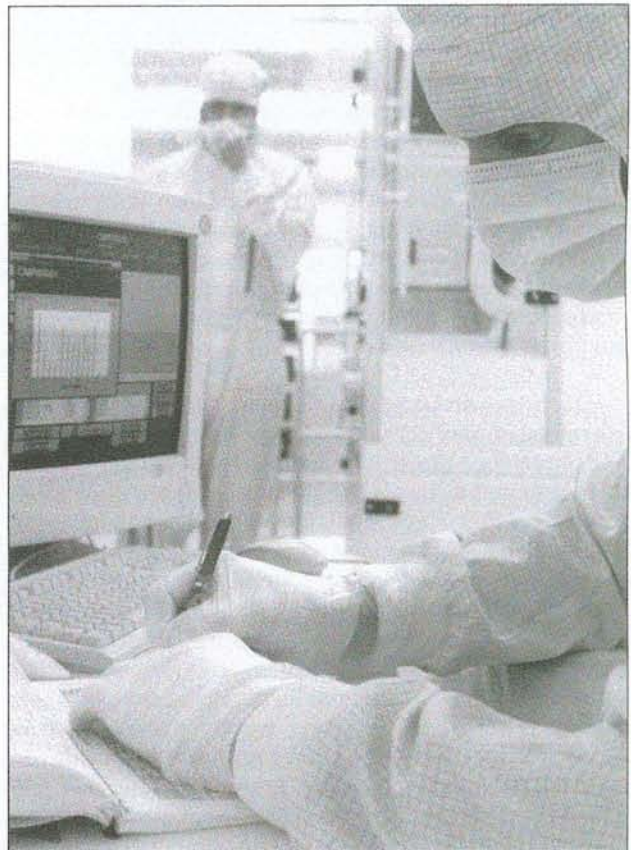
Unter welchen Bedingungen können Sie sich eine dauerhafte wissenschaftliche Tätigkeit in Deutschland vorstellen?

Deckert: Ich habe kein Problem, dauerhaft wissenschaftlich tätig zu sein, solange die Rahmenbedingungen vernünftig sind. Das Land, in dem ich das tun kann, spielt dafür keine so wichtige Rolle. Wie schon in der ersten Frage erwähnt - andere Länder reizen mich immer noch...

Hecht: Wie bereits angedeutet bin ich an einer dauerhaften Tätigkeit in Deutschland durchaus interessiert und sehe viele Kernbedingungen guter wissenschaftlicher Arbeit für gegeben. Wichtig scheint mir die allgemeine politische Stimmung zu Bildung und Forschung - Signale wie der Wolfgang Paul- oder der Sofja Kovalevskaja-Preis dürfen keine Eintagsfliegen sein und müssen durch massives Engagement auf allen Ebenen unterstützt werden. Ich bin davon überzeugt, daß die nächsten Jahre viele Veränderungen innerhalb der deutschen Hochschullandschaft mit sich bringen werden.

Von der persönlichen Seite her betrachtet, hängt eine glückliche und erfolgreiche Tätigkeit natürlich auch immer von einem gesunden Konsens zwischen beruflichen und privaten Ansprüchen ab.

Romeis: Ideal wäre eine flexible, offene Forschungslandschaft, die motiviertes Arbeiten wünscht aber auch ermöglicht. Dazu gehört Zeit und finanzielle Ausstattung bzw. die Möglichkeit, letztere durch Drittmittelanträge zu erlangen. Dazu gehört auch, sich im Rahmen von Forschungsnetzwerken auf nationaler und internationaler Ebene auszutauschen. Last but not least sollte ein entsprechendes Stellenangebot zum „richtigen“ Zeitpunkt vorliegen.



Die Internationalisierung der Forschung in Deutschland zu fördern ist Ziel des Sofja-Kovalevskaja-Preises. Foto: dpa